



1921-06-15

Ein neues Buch über Hugo Wolf.

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19210615&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Ein neues Buch über Hugo Wolf." (1921). *Essays*. 249.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/249

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Ein neues Buch über Hugo Wolf.

Kürzlich wurde uns zu den mancherlei Büchern, die nun auch schon über Hugo Wolf, den einmal heiß Umstrittenen, geschrieben wurden, ein neues geschenkt. Es ist bloß ein schlanker, schmaler Band, vielleicht darum nur um so willkommener, er will keine „Biographie“ sein, die gewissenhaft Einzelheit an Einzelheit reiht und ist doch viel mehr als das: ein kleines, feines, in sich geschlossenes Kunstwerk, das sich als solches nicht an Nebensächliches verliert, sondern ans Wesentliche hält. *) Künstlerhand langt hier mit glücklich feinfühligem Griff nach dem Stoff, den der Former will, und dieser Stoff selbst ist ein Künstler, und zwar einer von den ganz Großen, Einsamen und Erhabenen. Der Verfasser Edmund *Hellmer* weiß an dieser einen Figur, an der Erscheinung des rätselvollen Liederspenders die Psyche, das Typische des Künstlers im allgemeinen mit einer Hellsichtigkeit zu erfassen und aufzuzeigen. Er erschöpft sich dabei nicht in umständlicher Urkundenforschung und umfangreichen Belegen, die gleichwohl auch seiner Arbeit zugrunde liegen, sondern weiß daneben aus weit wertvollere Quelle, aus dem Leben selber und aus der persönlichen Anschauung zu schöpfen. Ward ja ihm, der von Anbeginn zum engsten Freundeskreis Hugo Wolfs gehörte, dessen Leben zum eigenen, die eigene Jugend wunderbar bereichernden Erlebnis.

In einem besonderen, behaglichen Kapitelchen erzählt er, wie er vor Jahren nach dem Geburtsort Hugo Wolfs, nach Windischgraz in Südsteiermark, reiste, weil dort—es war wohl bald nach dem qualvollen Erlöschen dieses jahrelang in der Nacht des Irrsinns befangenen Geistes—an dem Geburtshause des Verewigten eine Gedenktafel angebracht werden sollte. Die ganze Stadt war bis zum Rand voll Aufregung und Festesstimmung. „Fahnen und Bänder, Musik und Blumen, Festordner, Gesangvereine, hohe Gäste, Ansprachen, Versammlungen, Konzerte und Ausflüge“, und weiß Gott was alles war aufgeboten, um das Andenken des großen Sohnes der kleinen Stadt würdig zu feiern. Da, mitten im rauschenden und berausenden Festgetriebe wird es dem besinnlichen Betrachter zum erstenmal inne, wie der Gefeierte über den engen Kreis seiner nächsten und näheren Freunde, ohne daß sie es wußten, hinausgewachsen, wie er ihnen, die bisher die einzigen waren, die ihn so ganz gekannt und geliebt und dadurch „besessen“ hatten, unversehens entglitten war. Mitten im Festgetümmel war da ein Unbekannter aus der großen Menge auf die Rednerbühne gesprungen und hingerissen vom nationalen Empfinden—wir sind in Windischgraz an einem Grenzpunkt des Deutschtums gegen das Slawentum—feierte er aus dem Stegreif in einer bewegten Ansprache, in der herkömmliches Festrednerpathos sehr bald echter Leidenschaft Platz machte, den großen Deutschen in dem großen Musiker. Dieweil die anderen noch wähten, in Hugo Wolf den Abgott einer kleinen Gemeinde zu verehren, war er längst zum Volkskleinod geworden, auf das man wie auf einen Heros stolz verwies.

In dem süß-schmerzliche Gefühl, das solchem Hergebenmüssen an die Welt eignet, steckt im Grunde genommen etwas Mütterliches. Auch gemahnt es an die Leiden und Freuden jedweder Apostel- und Jüngerschaft. War da eine Schar der Getreuen gewesen, denen hatte er gehört. Sie haben ihn für zuerst erkannt, verstanden und geliebt. Eifrig haben sie für ihn geworben und gewirkt, für ihn und seine Kunst, haben sich um seinetwillen auch manchmal verlachen und verspotten lassen, haben dessenungeachtet unerschrocken für ihn gekämpft—und siehe, die kleine Gemeinde war angewachsen, aus den Wenigen waren die Vielen geworden, vielleicht sogar die berühmtesten Allzuvielen, und ihnen, den Vielgetreuen, geschieht nun, da doch ihrem langen, unermüdeten Streben nun endlich das Ziel wird, fast bitter und hart. Sind sie ja nun nicht mehr die einzig vom Meister Erkorenen und ihren erwählten Führer und Herrn müssen sie abgeben an die Welt. Der Meister ist zum Himmel gefahren und seine

*) *Hugo Wolf*. Erlauschtes und Erlebtes von Edmund *Hellmer*, Wiener Literarische Anstalt, Wien-Leipzig, 1921.

Jünger stehen verlassen, verdutzt und fast enttäuscht, und haben doch die ganzen Jahre nichts heißer gewünscht, als daß er solchermaßen den Menschen seine Sendung beweise.

Die aber um ihn waren von Anbeginn, die wissen letzten Endes doch mehr um ihn als die anderen, mehr und Tieferes. Und einer von ihnen, Edmund Hellmer, hat das, was er um ihn, um seinen Hugo Wolf wußte, für uns mit seinem Griffel zum seelenvollen Bild gestaltet.

Sein Büchlein liest sich wie ein Künstlerroman, aber wie einer von den guten, die bekanntlich zu den größten Seltenheiten gehören. Durchaus dichterisch gesehen ist schon die Figur des Vaters, der, selber nicht ohne Talent, doch nicht Kraft genug besaß zum Künstler. Er war einer von denen, „die keine Faust machen können“. Ob er wollte oder nicht, er mußte sein Leben beim Handwerk hinbringen.

Doch blieb ihm die Musik allezeit „Trösterin im Alltag“, und mancher Feierstunde schenkte sie die Weihe. Gottfried Keller hätte uns den Mann in seiner dämmerigen Werkstatt—er war seines Zeichens ein Lederermeister—nicht bildhafter vorführen können.

Und durchaus künstlerisch weiß Hellmer das Problem Hugo Wolfs zu sehen und zu fassen. Drei Dinge sind es, die hier den Menschen in diesem Künstler und seine Stellung zur Welt erklären: „Vor allem eines: die ewige künstlerische Nötigung, das Leben als Situation zu empfinden. Noch eines, das damit zusammenhängt: die Fähigkeit und Lust, sich selbst, als wär' man doppelt, zuzuschauen. Ein drittes zuletzt: der Glaube aller Phantasievollen an die Wirklichkeit ihrer Einbildungen und“—was daraus ganz wie von selbst sich folgert—„ein schweres Schicksal, das aus dem Widerspruch zwischen Ding und Vorstellung entstehen muß.“ Dieses Begreifen und Verstehen fremden Seins und Wesens, wie es da zu Worte kommt, ist gewiß dichterisch, und mit durchwegs dichterische Kräften und Mitteln weiß uns Hellmer ein Schicksal künstlerisch darzustellen, das schon in der Wirklichkeit, wie arm es auch an sogenannten Erlebnissen und prunkvollen Ereignissen war, in seiner Tragik ein in sich geschlossenes Kunstwerk war. Wer wisse will, was Künstlerschaft ist, was sie an Herrlichem und Fruchtbarem beinhaltet, der lese nach, was hier von Hugo Wolf, mit dem das reine Urbild des wahren Künstlers wieder einmal auf die Welt gekommen war, kundgetan wird.

Wie ein Besessener kämpfte er schon als Knabe und heranwachsender Jüngling um die Erlaubnis, Musiker zu werden. „Mir ist die Musik wie Essen und Trinken“, so bricht es beschwörend aus seiner jungglühenden Seele. Und muß es denn nicht so um den Künstler, um den Schaffenden bestellt sein, so und nicht anders? Einzig auf eines den Sinn richten, nur das Eine wollen von Anbeginn an, muß nicht das seine Losung sein? Und so wie dieses eine Wort aus Kindheitstagen für den Künstler Hugo Wolf zeitlebens die Losung war, so offenbart ein anderes aus der Knabenzeit das ewige Mißverständnis, das zwischen ihm und den Menschen obwaltete. Klagt er einmal seinem Vater herzerbrechend über seinen Präsekten im Benediktinerstift St. Paul, wo er seine beiden ersten Gymnasialklassen absolvierte: „Von meinem Benehmen schreibt er, daß ich stolz, trotzig und eigensinnig usw. sei. Ich kann dies gar nicht begreifen, wann er sich das ausgetüfelt hat“. So mag ihn immer wieder die Mißdeutung und Verkennung seines Wesens, wie sie ihm immer wieder aufs neue zuteil ward, wundergenossen und geschmerzt haben. Wahrlich, er konnte es nicht begreifen....

Einmal in Wien, weiß er mit unbeirrbarer Witterung schon früh herauszufinden und herauszuholen, was ihm und seinem Werben nottut und frommt. „Nicht das Nächste, Erprobte, Empfohlene faßt er an, oft war es fernab liegend, scheinbar unbrauchbar, weil verbraucht, Wunderliches, Seltsames auch, aber immer das, was ihn weiterbringen und am besten fördern konnte.

Er glich darin den Kranken, die zuweilen am besten wissen, was ihnen zuträglich ist, in höchster Bedrängnis erkennen, was sie retten kann, und deshalb so hartnäckig danach verlangen. Dem Tier glich er, das auf weicher Weide sein bekömmliches Futter so leicht und rasch herausfindet“. In scheinbarer Planlosigkeit, bei scheinbarem Abirren vom vorgesteckten Weg geht er dennoch den einzig richtigen, den kürzesten zu seinem Ziel. Er weiß, vom Frühling draußen kann er mehr lernen als auf der Schulbank, aus sich selbst heraus wird er sich besser bilden als im Erringen von Zeugnissen und Diplomen. „Man kann gebildet sein, *ohne* die Maturitätsprüfung abzulegen,“ so beruhigt er in sicherem Selbstgefühl den Vater, der ob des rechten Weges seines Sohnes sich besorgt zeigt. Freilich gehörte sein Lerneifer und Bildungstrieb, sein allseitiges Erfassen und begieriges Vertiefen dazu und—sein Genie. Sein Austritt aus dem Wiener Konservatorium unter Donner und Blitz hat viel Staub aufgewirbelt und ihm von vornherein Gegnerschaften geschaffen. Und dennoch: wie rührend redlich ist der scheinbar Unbotmäßige in seinem Kampfe mit den Wirklichkeiten des Lebens, wie kommt es ihm auch da schon, wenn er seinen Schritt in verlegener Aufrichtigkeit zu begründen für nötig findet und auch nicht dulden will, daß sein freiwilliger Austritt hinterher zur Ausweisung gestempelt werde, einzig auf die sachliche Wahrheit an, während die andern bloß den persönlichen Angriff sehen und beurteilen. Er aber ist an der Nichtigkeit seines Handelns nie irre geworden. Er sammelt und sammelt wie die Biene aus allen Blüten, sammelt, bis er zu geben vermag. Dann aber schenkt er mit vollen Händen, dann wird es ihm ein ungestümes, wildes Sichverschwenden.

In das Geheimnis seines künstlerischen Schaffens weiß Hellmer tief hineinzuleuchten. Vielleicht wird es auch bei keinem anderen so sehr als „Wunder“ offenbar als gerade bei Hugo Wolf. Er selber fühlte sich wie von einem Dämon befallen, dem allein es zustand, in ihm und aus ihm heraus zu wirken. Vom „fleißigen Komponieren“ wollte er nichts wissen, und einer seiner Freunde hat ihn mit solchem Wort einmal fast böse gemacht. Sein Schaffen hing nicht von ihm und seinem Wollen ab. Zu glücklicher Zeit überfiel ihn der Geist und Einfall drängte auf Einfall. Dann wieder kamen Wochen und Monate, wo es still und stumm in ihm blieb. In diesen Zeiten der Stockung litt er unsäglich. Die Sorge, daß es mit seiner Produktivität „ein plötzliches Ende nehme könne“, bereitete ihm die bittersten Stunden. Dieses beunruhigende Auf und Ab in seinen Kräften zeigt sich bei ihm von allem Anfang an. Schon der Achtzehnjährige muß staunend innwerden, wie auf so manche unerwünschte Ruhepause es doch immer wieder neu und frisch aus ihm herausbricht: „Aber auf einmal entsteht ganz unbewußt eine Arbeit unter meinen Händen,“ so schreibt er heim, „die mich wieder überzeugt, daß das Talent in mir nicht eingeschlafen, sondern nur geschlummert habe.“ Immer fühlt er sich nur als Werkzeug, immer ist ihm, als hätte er nur aufzuschreiben, was ihm diktiert wird, beinahe gegen seinen Willen; und fast wie etwas Fremdes löst sich seine Musik von ihm.

Diese Art der Produktion bestimmt seine Haltung zu seinen Werken. Nachdem der Freudenrausch des Schaffens abgeklungen, steht er den Gebilden seiner Kunst bald merkwürdig gleichgültig gegenüber. „Er hatte weder Zeit noch Seelenkraft übrig, fertige Arbeiten liebevoll zu betrachten und auf ihren weiteren Wegen zu begleiten, ebensowenig hätte er sie gehabt, um im Glanze allfälliger Erfolge sich zu sonnen.“ Was mit seinen Liedern geschieht, danach fragt er kaum. Keinesfalls müht er sich um „Erfolg“ oder was man so nennt. Hat auch gar nicht das Zeug dazu. Irgendwelche Anstrengung, Bittgänge oder Zugeständnisse irgendwelcher Art zu machen, um sich „durchzusetzen, ist ihm nie ernstlich eingefallen. Er weiß, seine Lieder werden sich von selber durchsetzen, früher oder später. Um persönlichen Erfolg, um den Erfolg des Augenblicks ging es ihm nie. Immer trennt er sich und seine Schöpfung. Er unterschied hier ganz genau: „Seine *Werke*, die hatte ein Segen, der auf ihm

ruhte, gewirkt: darum sah er sie wie ein fremdes Verdienst an. Er selbst war nur der Mittler gewesen, der keinen Anspruch auf Beachtung hatte. Seine Ansicht war ungefähr: Ich habe gute Musik gemacht; sie soll durch sich und für sich allein wirken. Wenn ihr das gelingt—und es gelingt ihr sicherlich!—dann verdient sie das Lob des Kenners und den Dank der Genießenden, nicht—ich.

Was bin ich? Er als Künstler, als Person, wollte aus dem Spiele sein und bleiben; er kam gar nicht in Betracht, oder wie er auch zu sagen pflegte: „Das Konterfei tut nichts zur Sache.“

Anspruchslos und bescheiden für seine Person, von einer Bedürfnislosigkeit, die ergreifend wirkte, erwartete und forderte Hugo Wolf für seine Werke, den Platz, der ihnen gebührte, und er wußte es genau, was der Augenblick vorenthält, die Zukunft wird es bringen. Die Bestätigung, daß er den rechten Weg gefunden habe, brauchte er nicht, und was sonst noch Erfolg heißt, danach hat Hugo Wolf nie getrachtet. Er arbeitete an seinem Werke mit unbeirrbarer Zuversicht, für seine Person aber hat er nichts davon gewollt. „Ich habe oft die Empfindung gehabt,“ so führt Hellmer des weiteren aus, „als führe Hugo Wolf gar kein eigenes Leben nach Wünschen und Plänen, wie sonst Menschen pflegen; es schien, als sei ihm sein Leben, gleichviel von wem, förmlich verordnet, Weg und Ziel genauestens ihm vorgeschrieben. Er ging seinen Weg über alle Hindernisse hinweg, unbeirrt durch Warnung und Verführung, oft selbst dankbar verwundert, manchmal wider Willen sogar gleich einem, der gedrängt und gestoßen wird; er ging ihn, als gäbe es keinen anderen, und zählte die Wunden nicht, die er sich riß. Unklug, zweckwidrig, unbegreiflich erschien oft, was er tat. Heute aber erkennen wir, daß es immer nur das einzig richtige Mittel war, seine künstlerische Unabhängigkeit zu erhalten und seine Entwicklung zu fördern. So war er scheinbar ein Mensch, der zügellos seinen Launen folgte, in Wahrheit aber hat er niemals etwas aus purer Laune getan, sondern bloß auch im Kleinsten dem Dämoniden gehorcht, dem er verfallen war.“

Eine Jugend, mit der Begegnung einer solchen Künstlerseele geschmückt, ist an sich Glück und Reichtum und neidenswert, und eine so bezwingende, überragende Persönlichkeit mag einem ganz von selbst in der Erinnerung fürs ganze Leben zum Begleiter werden, eine Erscheinung, mit der man wohl niemals „fertig“ wird. Freilich, neben allem beglückenden Erleben und bereicherndem Miterleben wurde Hellmer auch der traurige Vorzug zuteil, den geistigen Zusammenbruch des Helden und Abgottes seiner Jugend mitmachen zu müssen. Gerade seinen Getreuesten war es ja vorbehalten, den Ausbruch des Wahnsinns bei Hugo Wolf schaudernd mitanzusehen zu müssen. Bezeichnenderweise war die fixe Idee, die sich des Armen in diesem ersten Stadium seines Leidens bemächtigte, der Glaube, er sei zum Direktor der Wiener Hofoper ernannt worden. Glück über Glück! Freudestrahlend kündigt er es immer wieder und malt sich überselig alle Folgen aus: Nun könne er aus eigener Machtbefugnis seine Oper aufführen lassen, nun brauche es kein Bitten und Betteln. Nach freiem Gutdünken könne er sich für sein Werk die Sänger wählen, über das ganze Haus und alle Kräfte nach seinem Ermessen verfügen. Und—welche Befriedigung!—Mutter und Schwester vermöchte er nun endlich des Kampfes ums tägliche Brot entheben, der zärtlich Geliebten ein sorgloses Dasein bereiten. Ach, allen, die treu zu ihm hielten, will er zur Vorsehung werden, alle Liebe will er lohnen.

Es mag ein grausiges Mahl gewesen sein, zu dem die Freunde sich versammelten, ehe sie vermochten, den Kranken vorsichtig und liebevoll täuschend, ihn unter geschickten Vorspiegelungen in eine Heilanstalt zu bringen. Er aber saß unter den vor Entsetzen wie erstaunten Freunden „aufgeräumt und gesprächig, strahlenden Gesichtes“ an der Tafel, die ihm zur Feier bereitet worden war. Immer

wieder spricht er von seinem „Glück“ ein und das andere Mal überströmen Freudentränen sein todblasses Antlitz „Zum erstenmal glücklich wie andere Menschen, war er's in — Narrheit.“

Die anderen läuft es kalt über den Rücken. Wie das grauenvolle Zerrbild menschlichen Geistes weilt er, zu dem in liebevoller Ehrfurcht aufzuschauen sie gewohnt sind, unter ihnen. Die Grenzen der Vernunft scheinen plötzlich für keinen mehr festzustehen, da solch ein Dammbbruch möglich war, die ängstigende Ahnung von einem geheimnisvollen Hinüber und Herüber rüttelt an den Gemütern, und in jedem bleibt wohl die schmerzliche, furchtbare Frage zurück. Sind wir eigentlich nicht alle bloß glücklich—im Wahn?...

Hermine Cloeter.

Die 68. Fortsetzung des Romans „Clerambault“
von **Domain Holland** befindet sich auf Seite 13.

Fenilleton.

Ein neues Buch über Hugo Wolf.

Kürzlich wurde uns zu den mancherlei Büchern, die nun auch schon über Hugo Wolf, den einmal heiß Umstrittenen, geschrieben wurden, ein neues geschenkt. Es ist bloß ein schlanker, schmaler Band, vielleicht darum nur um so willkommener, er will keine „Biographie“ sein, die gewissenhaft Einzelheit an Einzelheit reiht und ist doch viel mehr als das: ein kleines, feines, in sich geschlossenes Kunstwerk, das sich als solches nicht an Nebensächliches verliert, sondern ans Wesentliche hält. *) Künstlerhand langt hier mit glücklich feinfühligem Griff nach dem Stoff, den der Hörer will, und dieser Stoff selbst ist ein Künstler, und zwar einer von den ganz Großen, Einjamen und Erhabenen. Der Verfasser Edmund Hellmer

*) Hugo Wolf. Erlauchtes und Erlebtes von Edmund Hellmer, Wiener Literarische Anstalt, Wien-Leipzig, 1921.

weiß an dieser einen Figur, an der Erscheinung des rätselvollen Liederpenders die Psyche, das Typische des Künstlers im allgemeinen mit einer Hellichtigkeit zu erfassen und aufzuzeigen, wie sie vielleicht bloß dem künstlerisch Schaffenden eigen. Er erschöpft sich dabei nicht in umständlicher Urkundenforschung und umfangreichen Belegen, die gleichwohl auch seiner Arbeit zugrunde liegen, sondern weiß daneben aus weit wertvollere Quelle, aus dem Leben selber und aus der persönlichen Anschauung zu schöpfen. Ward ja ihm, der von Anbeginn zum engsten Freundeskreis Hugo Wolfs gehörte, dessen Leben zum eigenen, die eigene Jugend wunderbar bereichernden Erlebnis.

In einem besonderen, behaglichen Kapitelchen erzählt er, wie er vor Jahren nach dem Geburtsort Hugo Wolfs, nach Windischgraz in Südsteiermark, reiste, weil dort — es war wohl bald nach dem qualvollen Erlöschen dieses jahrelang in der Nacht des Irjuns befangenen Geistes — an dem Gedenkhaus des Verewigten eine Gedenktafel angebracht werden sollte. Die ganze Stadt war bis zum Rand voll Aufregung und Festesstimmung. „Fahnen und Bänder, Musik und Blumen, Festordner, Gesangvereine, hohe Gäste, Ansprachen, Versammlungen, Konzerte und Ausflüge“, und weiß Gott was alles war aufgeboten, um das Andenken des

großen Sohnes der kleinen Stadt würdig zu feiern. Da, mitten im rauschenden und berausenden Festgetriebe wird es dem besinnlichen Betrachter zum erstenmal inne, wie der Gefeierte über den engen Kreis seiner nächsten und näheren Freunde, ohne daß sie es wußten, hinausgewachsen, wie er ihnen, die bisher die einzigen waren, die ihn so ganz gekannt und geliebt und dadurch „besessen“ hatten, unversehens entglitten war. Mitten im Festgetümmel war da ein Unbekannter aus der großen Menge auf die Rednerbühne gesprungen und hingerissen vom nationalen Empfinden — wir sind in Windischgraz an einem Grenzpunkt des Deutschtums gegen das Slawentum — feierte er aus dem Stegreif in einer bewegten Ansprache, in der herkömmliches Festrednerpathos sehr bald echter Leidenschaft Platz machte, den großen Deutschen in dem großen Musiker. Dieweil die anderen noch wähten, in Hugo Wolf den Abgott einer kleinen Gemeinde zu verehren, war er längst zum Volkskleinod geworden, auf das man wie auf einen Heros stolz verwies.

In dem süß-schmerzlichen Gefühl, das solchem Hergebenmüssen an die Welt eignet, steckt in Grunde genommen etwas Mütterliches. Auch gemahnt es an die Leiden und Freuden jedweder Apostel- und Jüngerenschaft. War da eine Schar der Getreuen gewesen, denen hatte er gehört. Sie haben ihn zuerst erkannt, verstanden und geliebt. Eifrig haben sie für ihn geworben und gewirkt, für ihn und seine Kunst, haben sich um seinetwillen auch manchmal verlachen und verispotten lassen, haben dessenungeachtet unerschrocken für ihn gekämpft — und siehe, die kleine Gemeinde war angewachsen, aus den Wenigen waren die Vielen geworden, vielleicht sogar die berüchtigten Allzuvielen, und ihnen, den Vielgetreuen, geschieht nun, da doch ihrem langen, unermüdeten Streben nun endlich das Ziel wird, fast bitter und hart. Sind sie ja nun nicht mehr die einzig vom Meister Erhorenen und ihren erwählten Führer und Herrn müssen sie abgeben an die Welt. Der Meister ist zum Himmel gefahren und seine Jünger stehen verlassen, verdußt und fast enttäuscht, und haben doch die ganzen Jahre nichts heißer gewünscht, als daß er solchermaßen den Menschen seine Sendung beweise.

Die aber um ihn waren von Anbeginn, die wissen letzten Endes doch mehr um ihn als die anderen, mehr und Tieferes. Und einer von ihnen, Edmund Huslmer, hat das, was er um ihn, um seinen Hugo Wolf wußte, für uns mit seinem Griffel zum seelenvollen Bild gestaltet.

Sein Büchlein liest sich wie ein Künstlerroman, aber wie einer von den guten, die bekanntlich zu den größten Seltenheiten gehören. Durchaus dichterisch gesehen ist schon die Figur des Vaters, der, selber nicht ohne Talent, doch nicht Kraft genug besaß zum Künstler. Er war einer von denen, „die keine Faust machen können“. Ob er wollte oder nicht, er mußte sein Leben beim Handwerk hinbringen.

Doch blieb ihm die Musik allezeit „Trösterin im Alltag“, und mancher Feierstunde schenkte sie die Weihe. Gottfried Keller hätte uns den Mann in seiner dämmerigen Werkstatt — er war seines Zeichens ein Lederermeister — nicht bildhafter vorführen können.

Und durchaus künstlerisch weiß Hellmer das Problem Hugo Wolfs zu sehen und zu fassen. Drei Dinge sind es, die hier den Menschen in diesem Künstler und seine Stellung zur Welt erklären: „Vor allem eines: die ewige künstlerische Nötigung, das Leben als Situation zu empfinden. Noch eines, das damit zusammenhängt: die Fähigkeit und Lust, sich selbst, als wär' man doppelt, zuzuschauen. Ein drittes zuletzt: der Glaube aller Phantasiereichen an die Wirklichkeit ihrer Einbildungen und“ — was daraus ganz wie von selbst sich folgert — „ein schweres Schicksal, das aus dem Widerspruch zwischen Ding und Vorstellung entstehen muß.“ Dieses Begreifen und Verstehen fremden Seins und Wesens, wie es da zu Worte kommt, ist gewiß dichterisch, und mit durchwegs dichterischen Kräften und Mitteln weiß uns Hellmer ein Schicksal künstlerisch darzustellen, das schon in der Wirklichkeit, wie arm es auch an sogenannten Erlebnissen und prunkvollen Ereignissen war, in seiner Tragik ein in sich geschlossenes Kunstwerk war. Wer wissen will, was Künstlerschaft ist, was sie an Heerlichem und Fruchtbarem beinhaltet, der lese nach, was hier von Hugo Wolf, mit dem das reine Urbild des wahren Künstlers wieder einmal auf die Welt gekommen war, kundgetan wird.

Wie ein Beseffener kämpfte er schon als Knabe und heranwachsender Jüngling um die Erlaubnis, Musiker zu werden. „Mir ist die Musik wie Essen und Trinken“, so bricht es beschwörend aus seiner jungglühenden Seele. Und muß es denn nicht so um den Künstler, um den Schaffenden bestellt sein, so und nicht anders? Einzig auf eines den Sinn richten, nur das Eine wollen von Anbeginn an, muß nicht das seine Lösung sein? Und so wie dieses eine Wort aus Kindheitstagen für den Künstler Hugo Wolf zeitlebens

die Lösung war, so offenbart ein anderes aus der Knabenzeit das ewige Mißverständniß, das zwischen ihm und den Menschen obwaltete. Klagt er einmal seinem Vater herzerbrechend über seinen Präsekten im Benediktinerstift St. Paul, wo er seine beiden ersten Gymnasialklassen absolvierte: „Von meinem Benehmen schreibt er, daß ich stolz, trotzig und eigensünnig usw. sei. Ich kann dies gar nicht begreifen, wann er sich das ausgetüftelt hat“. So mag ihn immer wieder die Mißdeutung und Verkennung seines Wesens, wie sie ihm immer wieder aufs neue zuteil ward, wundergenommen und geschmerzt haben. Wahrlich, er konnte es nicht begreifen. . . .

Einmal in Wien, weiß er mit unbeirrbarer Witterung schon früh herauszufinden und herauszuholen, was ihm und seinem Werben nottut und frommt. „Nicht das Nächste, Erprobte, Empfohlene faßt er an, oft war es fernab liegend, scheinbar unbrauchbar, weil verbraucht, Wunderliches, Seltsames auch, aber immer das, was ihn weiterbringen und am besten fördern konnte. Er glich darin den Kranken, die zuweilen am besten wissen, was ihnen zuträglich ist, in höchster Bedrängnis erkennen, was sie retten kann, und deshalb so hartnäckig danach verlangen. Dem Tier glich er, das auf weicher Weide sein bekömmliches Futter so leicht und rasch herausfindet“. In scheinbarer Planlosigkeit, bei scheinbarem Abirren vom vorgesteckten Weg geht er dennoch den einzig richtigen, den kürzesten zu seinem Ziel. Er weiß, vom Frühling draußen kann er mehr lernen als auf der Schulbank, aus sich selbst heraus wird er sich besser bilden als im Erzingen von Zeugnissen und Diplomen. „Man kann gebildet sein, ohne die Maturitätsprüfung abzulegen,“ so beruhigt er in sicherem Selbstgefühl den Vater, der ob des rechten Weges seines Sohnes sich besorgt zeigt. Freilich gehörte sein Verneiner und Bildungstrieb, sein allseitiges Erfassen und begieriges Vertiefen dazu und — sein Genie. Sein Austritt aus dem Wiener Konservatorium unter Donner und Blitz hat viel Staub aufgewirbelt und ihm von vornherein Gegnerschaften geschaffen. Und dennoch: wie rührend redlich ist der scheinbar Unbotmäßige in seinem Kampfe mit den Wirklichkeiten des Lebens, wie kommt es ihm auch da schon, wenn er seinen Schritt in verlegener Aufrichtigkeit zu begründen für nötig findet und auch nicht dulden will, daß sein freiwilliger Austritt hinterher zur Ausweisung gestempelt werde, einzig auf die sachliche Wahrheit an, während die andern bloß den persönlichen Angriff sehen und beurteilen. Er aber ist an der Richtigkeit seines Handelns

nie irre geworden. Er sammelt und sammelt wie die Biene aus allen Blüten, sammelt, bis er zu geben vermag. Dann aber schenkt er mit vollen Händen, dann wird es ihm ein ungestümes, wildes Sichverschwenden.

Zu das Geheimnis seines künstlerischen Schaffens weiß Hellmer tief hineinzuleuchten. Vielleicht wird es auch bei keinem anderen so sehr als „Wunder“ offenbar als gerade bei Hugo Wolf. Er selber fühlte sich wie von einem Dämon befallen, dem allein es zustand, in ihm und aus ihm heraus zu wirken. Vom „fleißigen Komponieren“ wollte er nichts wissen, und einer seiner Freunde hat ihn mit solchem Wort einmal fast böse gemacht. Sein Schaffen hing nicht von ihm und seinem Wollen ab. Zu glücklicher Zeit überfiel ihn der Geist und Einsfall drängte sich auf Einsfall. Dann wieder kamen Wochen und Monate, wo es still und stumm in ihm blieb. In diesen Zeiten der Stockung litt er unsäglich. Die Sorge, daß es mit seiner Produktivität „ein plötzliches Ende nehmen könne“, bereitete ihm die bittersten Stunden. Dieses beunruhigende Auf und Ab in seinen Kräften zeigt sich bei ihm von allem Anfang an. Schon der Achtzehnjährige muß staunend innerwerden, wie auf so manche unerwünschte Ruhepause es doch immer wieder neu und frisch aus ihm herausbricht: „Aber auf einmal entsteht ganz unbewußt eine Arbeit unter meinen Händen,“ so schreibt er heim, „die mich wieder überzeugt, daß das Talent in mir nicht eingeschlafen, sondern nur geschlummert habe.“ Immer fühlt er sich nur als Werkzeug, immer ist ihm, als hätte er nur aufzuschreiben, was ihm diktiert wird, beinahe gegen seinen Willen; und fast wie etwas Fremdes löst sich seine Musik von ihm.

Diese Art der Produktion bestimmt seine Haltung zu seinen Werken. Nachdem der Freudenrausch des Schaffens abgeklungen, steht er den Gebilden seiner Kunst bald merkwürdig gleichgültig gegenüber. „Er hatte weder Zeit noch Seelenkraft übrig, fertige Arbeiten liebevoll zu betrachten und auf ihren weiteren Wegen zu begleiten, ebensowenig hätte er sie gehabt, um im Glanze allfälliger Erfolge sich zu jehnen.“ Was mit seinen Liedern geschieht, danach fragt er kaum. Keinesfalls müht er sich um „Erfolg“ oder was man so nennt. Hat auch gar nicht das Zeug dazu. Irgendwelche Anstrengung, Bittgänge oder Zugeständnisse irgendwelcher Art zu machen, um sich „durchzusetzen“, ist ihm nie ernstlich eingefallen. Er weiß, seine Lieder werden sich von selber durchsetzen, früher oder später. Nur persönlichen Er-

folg, um den Erfolg des Augenblicks ging es ihm nie. Immer trennt er sich und seine Schöpfung. Er unterschied hier ganz genau: „Seine Werke, die hatte ein Segen, der auf ihm ruhte, gewirkt; darum sah er sie wie ein fremdes Verdienst an. Er selbst war nur der Mittler gewesen, der keinen Anspruch auf Beachtung hatte. Seine Ansicht war ungefähr: Ich habe gute Musik gemacht; sie soll durch sich und für sich allein wirken. Wenn ihr das gelingt — und es gelingt ihr sicherlich! — dann verdient sie das Lob des Kenners und den Dank der Genießenden, nicht — ich.

Was bin ich? Er als Künstler, als Person, wollte aus dem Spiele sein und bleiben; er kam gar nicht in Betracht, oder wie er auch zu sagen pflegte: „Das Konterfei tut nichts zur Sache.“

Anspruchlos und bescheiden für seine Person, von einer Bedürfnislosigkeit, die ergreifend wirkte, erwartete und forderte Hugo Wolf für seine Werke, den Platz, der ihnen gebührte, und er wußte es genau, was der Augenblick vorenthält, die Zukunft wird es bringen. Die Bestätigung, daß er den rechten Weg gefunden habe, brauchte er nicht, und was sonst noch Erfolg heißt, danach hat Hugo Wolf nie getrachtet. Er arbeitete an seinem Werke mit unbeirrbarer Zuversicht, für seine Person aber hat er nichts davon gewollt. „Ich habe oft die Empfindung gehabt,“ so führt Hellmer des weiteren aus, „als führe Hugo Wolf gar kein eigenes Leben nach Wünschen und Plänen, wie sonst Menschen pflegen; es schien, als sei ihm sein Leben, gleichviel von wem, förmlich verordnet, Weg und Ziel genauestens ihm vorgegeschrieben. Er ging seinen Weg über alle Hindernisse hinweg, unbeirrt durch Warnung und Verführung, oft selbst dankbar verwundert, manchmal wider Willen sogar gleich einem, der gedrängt und gestoßen wird; er ging ihn, als gäbe es keinen anderen, und zählte die Wunden nicht, die er sich riß. Unklug, zweckwidrig, unbegreiflich erschien oft, was er tat. Heute aber erkennen wir, daß es immer nur das einzig richtige Mittel war, seine künstlerische Unabhängigkeit zu erhalten und seine Entwicklung zu fördern. So war er scheinbar ein Mensch, der zügellos seinen Launen folgte, in Wahrheit aber hat er niemals etwas aus purer Laune getan, sondern bloß auch im Kleinsten dem Dämoniden gehorcht, dem er verfallen war.“

Eine Jugend, mit der Begegnung einer solchen Künstlerseele geschnüßelt, ist an sich Glück und Reichtum und neidenswert, und eine so bezwingende, überragende Persönlichkeit

mag einem ganz von selbst in der Erinnerung fürs ganze Leben zum Begleiter werden, eine Erscheinung, mit der man wohl niemals „fertig“ wird. Freilich, neben allem beglückenden Erleben und bereicherndem Miterleben wurde Hellmer auch der traurige Vorzug zuteil, den geistigen Zusammenbruch des Helden und Abgottes seiner Jugend mitmachen zu müssen. Gerade seinen Getreuesten war es ja vorbehalten, den Ausbruch des Wahnsinns bei Hugo Wolf schauernd mitanzusehen zu müssen. Bezeichnenderweise war die fixe Idee, die sich des Armen in diesem ersten Stadium seines Leidens bemächtigte, der Glaube, er sei zum Direktor der Wiener Hofoper ernannt worden. Glück über Glück! Freudestrahlend kündigt er es immer wieder und malt sich überschwänglich alle Folgen aus: Nun könne er aus eigener Machtbefugnis seine Oper ausführen lassen, nun brauche es kein Bitten und Betteln. Nach freiem Gutdünken könne er sich für sein Werk die Sänger wählen, über das ganze Haus und alle Kräfte nach seinem Ermessen verfügen. Und — welche Befriedigung! — Mutter und Schwester vermöchte er nun endlich des Kampfes ums tägliche Brot entheben, der zärtlich Geliebten ein sorgloses Dasein bereiten. Ach, allen, die treu zu ihm hielten, will er zur Vorsehung werden, alle Liebe will er lohnen.

Es mag ein graufiges Mahl gewesen sein, zu dem die Freunde sich versammelten, ehe sie vermochten, den Kranken vorsichtig und liebevoll täuschend, ihn unter geschickten Vorspiegelungen in eine Heilanstalt zu bringen. Er aber saß unter den vor Entsetzen wie erstaunten Freunden „aufgeräumt und gesprächig, strahlenden Gesichtes“ an der Tafel, die ihm zur Feier bereitet worden war. Immer wieder spricht er von seinem „Glück“, ein und das andere Mal überströmen Freudentränen sein todblaßes Antlitz. „Zum erstenmal glücklich wie andere Menschen, war er's in — Narrheit.“

Den anderen läuft es kalt über den Rücken. Wie das grauenvolle Zerrbild menschlichen Geistes weist er, zu dem in liebevoller Ehrfurcht aufzuschauen sie gewohnt sind, unter ihnen. Die Grenzen der Vernunft scheinen plötzlich für keinen mehr festzustehen, da solch ein Dammbrech möglich war, die ängstigende Ahnung von einem geheimnisvollen Hinüber und Herüber rüttelt an den Gemütern, und in jedem bleibt wohl die schmerzliche, furchtbare Frage zurück: Sind wir eigentlich nicht alle bloß glücklich — im Wahn? . . .